

Tanja Abou

Klassismus im Bildungssystem

unrast transparent

soziale krise



Intelligenzmythen, Leistungsnarrative und ›Imposter-Syndrom‹

Ein beliebtes Argument für das Aufrechterhalten eines mehrfachgeteilten Bildungssystem ist das der Begabung oder Nicht-Begabung. Menschen glauben gerne, dass es Menschen gibt, die per genetischer Erbanlage akademisch begabt sind, indem sie von Akademiker*innen gezeugt wurden, und demnach auch ein Geburtsrecht auf akademische Bildung haben.

Um es ganz deutlich zu sagen: Intelligenz, wenn wir mit diesem scheußlichen Begriff arbeiten wollen, ist nicht angeboren. Wer versucht, soziale Phänomene biologisch zu erklären und ungerechte Systeme damit zu rechtfertigen, rückt in meinem Kopf da hin, wo er hingehört: an den rechten Rand. Es kann zwar lustig sein, Forschungsberichte zu lesen, in denen händelringend, mit kleinsten Fallzahlen und abstrusesten Herleitungen biologistische Schlussfolgerungen verteidigt werden. Aber meistens frage ich mich vor allem, wer so eine aufwändige Suche nach Beweisen für unterschiedliche Bildungsvoraussetzungen aufgrund von Veranlagungen in Genen, Hirnen und anderen Körperregionen eigentlich finanziert.

Abgesehen davon, dass der Glaube an Intelligenz als Veranlagung schlichtweg falsch ist, ist die Bezugnahme auf Intelligenz in der Arbeit mit jungen Menschen eine pädagogische Katastrophe. Wer schon Grundschüler*innen immer wieder vermittelt, dass sie Lerninhalte nicht im vorgegebenen Zeitraum wiedergeben können, weil sie nicht smart genug seien, anstatt sich selbst bewusst zu machen, dass Leistungs- und Notendruck nicht die ›Begabtesten‹, sondern diejenigen herausfiltert, die am besten mit diesem Druck umzugehen wissen, schafft eine demotivierende selbsterfüllende Prophezeiung. Das Lernpensum und der Druck, die in Regelschulen aufgebaut werden, reihen sich nahtlos in das kanonische »Selbst schuld, wenn du es nicht schaffst!« ein. An freien Pri-

vatschulen gibt es alternative pädagogische Konzepte – auf die in erster Linie Akademiker*innen mit einem guten Haushaltseinkommen ihre Kinder schicken. Für einkommensschwache Haushalte mit Eltern ohne akademischen Abschluss kommt eine private Schule eher nicht infrage (Helbig et al. 2022). Ich werde später noch einmal auf private Schulen zurückkommen – aber hier möchte ich deutlich machen, dass es eine Frage des Geldes ist, welche Schulen Kinder besuchen. Nur Eltern mit dem entsprechenden Geld haben eine freie Wahl über die pädagogischen Konzepte.

Wer nach allen »Du musst Dich nur ein wenig anstrengen«- und »Jede*r kann es schaffen«-Beschwörungen gegen alle Widerstände einen akademischen Bildungsweg einschlägt, kann an der Hochschule damit rechnen, dass Beschämungen und Befremdungen den Alltag begleiten. Bereits in den 1990er Jahren diskutierte der Reader »Kommen auch Sie aus der BILDUNGSFERNE?« (Hervorhebung im Original) einer Gruppe von »ArbeiterInnentöchtern« die Entfremdung, die mit dem Einstieg in einen sogenannten »höheren« Bildungsweg einhergehen und eine Person zwischen der Herkunftsfamilie und dem neuen akademischen Umfeld hin- und herwerfen kann. Ich tue mich schwer damit, alle Personen aus der Arbeiter*innen- und Armutsklasse hier gleichzusetzen und zu behaupten, dass alle dieses Gefühl, im Raum inadäquat zu sein und sich an der Uni fehl am Platz zu fühlen, kennen. Das lässt mir zu wenig Raum für differenzierte und intersektionale Erzählungen über verschiedenste Lebenswege, die zu materieller Armut geführt haben. Dennoch will ich die Anpassungsanforderungen, die der Machtraum Hochschule bedeutet, nicht kleinreden.

Dieses Unbehagen in Universitäten wird oft mit dem »Imposter-Syndrom« benannt. Es beschreibt das Gefühl, dass man trotz Erfolgen und Kompetenzen ein*e Betrüger*in sei und diesen Erfolg nur dem Glück oder Zufall zu verdanken habe,

bzw. dass jederzeit aufgedeckt werden könnte, dass man nicht an die Hochschule gehört. In Sensibilisierungswshops versuche ich das so zu beschreiben, dass die Teilnehmenden sich vorstellen sollen, sie würden in der nächstgrößeren Großstadt den teuersten Laden betreten, den es gibt, einen, in dem sie sich nichts leisten können (oder wollen). Wie sie sich nervös umgucken, unauffällig Preisschilder auschecken und hoffen, dass sie bloß nicht mit einem »Kann ich Ihnen helfen?« angesprochen werden. Das ist das Gefühl, das viele an Universitäten haben. Das Problem hierbei ist, dass nicht der Schluss gezogen wird, dass der Laden eh zu teuer, Kapitalismus ein untragbares System und Enteignung der einzig adäquate Weg ist, mit dieser Ungerechtigkeit umzugehen. Stattdessen wird versucht, zu lernen, möglichst souverän gegenüber dem Personal aufzutreten, den eigenen Platz zu behaupten und irgendwann genug Geld zu haben, um sich in dem Laden tatsächlich das Angebot leisten zu können. Aus genau diesem Denken heraus entstehen dann Career-Center-Anpassungskurse mit Rhetorikseminaren und Typberatungen, aber ohne Fokus auf Solidarität und Empowerment. Durch solche Anpassungsleistungen entsteht eine »Unsichtbarkeit« im Unibetrieb, die einen dann denken lässt, man sei alleine mit seiner »anderen« Bildungsbiografie. Empowerment-Strukturen und Ansprechpartner*innen, die die Effekte von Klassismus erkennen und umfassendes Wissen darüber vermitteln können, nehmen erst in den letzten Jahren langsam zu.

Ich frage mich in dieser ganzen Anpassungsdiskussion immer wieder, warum sie so einseitig geführt wird. Warum wird nicht auch kritisiert, dass es überhaupt bestimmte Codes gibt, an die eine sich anpassen muss? Die habituelle Gewöhnung an Macht, das Entitlement von ganzen Generationen von Akademiker*innen, die meinen, die Regeln vorgeben zu können, tauchen mir zu wenig auf. »Entitlement« ist hier für mich der bessere Begriff als das deutsche Wort »Anspruchshaltung«,

weil letzteres negativ besetzt ist und Personen meint, die vermeintlich zu viel für sich fordern. Eine passendere Übersetzung wäre vielleicht ›Berechtigungsgefühle‹. Das Gefühl, dass einem Raum, Gehör und Zugang zu Orten selbstverständlich zustehen, ohne sich jemals fragen zu müssen, ob andere diese Selbstverständlichkeit teilen. Das gilt nicht nur für Universitäten, sondern auch für andere akademisch geprägte Orte, etwa viele politisch-aktivistische Gruppen.

Ich erinnere mich an ein Gespräch mit einem Genossen aus einer sehr gut situierten Familie, der mir mit Blick auf meinen politischen Aktivismus und meine soziale Herkunft erklärte, dass ich ja weit gekommen sei, wohingegen er aus Sicht seiner Eltern in eine Welt brotloser Idealist*innen abgestiegen wäre. Ich habe hinsichtlich solcher Kommentare irgendwann entschieden, dass es nicht meine Aufgabe ist, die Identitätskrisen von Menschen zu klären, die im Vergleich zu mir mit massiven Vorteilen aufgewachsen sind – denn, auch wenn es hier nicht um formelle Bildung geht, veranschaulicht diese Begegnung ein auch in akademisch geprägten Kontexten wiederkehrendes Muster: Es gibt immer wieder diese Leute, die sich das Recht herausnehmen, darüber zu richten, wer an welcher Stelle *eigentlich* hingehört und wer nicht.

Entitlement und die Frage, wie bestimmte Ordnungen entstanden sind und wer davon profitiert, wird mir in der Diskussion um das Imposter-Syndrom zu wenig thematisiert. Selbstverständlich ist es wichtig und richtig, hervorzuheben, dass ein nicht unwesentlicher Teil der Personen, die an einer Hochschule studieren, obwohl sie statistisch gesehen kaum eine Chance hatten, jemals an eine Hochschule zu gelangen, bis zu diesem Punkt bereits massive Widerstände erlebt hat und sich diese Widerstände im Konkurrenz- und Ellbogenbetrieb Universität oftmals noch verschärfen. Aber das Gefühl der Unzulänglichkeit allein hinsichtlich der gemachten Erfahrungen der Hürden und Ausschlüsse zu diskutieren, anstatt

eben jene Hürden und Ausschlüsse selbst zu problematisieren, ist mir eine zu einseitige und niederschmetternde Diagnose. Daher finde ich den Begriff ›Habitus¹⁴-Struktur-Konflikt‹ (vgl. Schmitt 2010) attraktiver, der den Habituskonflikt als von der Struktur erzeugt und nicht als persönliche Verfehlung benennt.

An dieser Stelle erinnere ich gern noch einmal daran, dass mir quasi-religiöse Wortklaubereien weniger wichtig sind als die Inhalte. Wenn nach der Lektüre dieser Zeilen auch nur eine Person auf die Idee kommt, einer klassismusbetroffenen Person, die sich gerade mit drei Jobs das Studium finanziert und Hausarbeiten mitten in der Nacht vor irgendwelchen Deadlines auf irgendeinem schrottigen Endgerät zurechttippt, weil sie angesichts der Deadline Blockaden und Ängste hatte, die erst dazu geführt haben, dass es nun die Nacht davor geworden ist, – wenn also jemand auf die Idee kommen sollte, dieser Person zu erzählen, dass es ›Habitus-Struktur-Konflikt‹ und nicht ›Imposter-Syndrom‹ heißt, dann möge diesem Jemand in einem Wasserrohrbruch seine ›edition suhrkamp‹-Sammlung überflutet werden.

Ein letzter Punkt, den ich hier aufmachen möchte und der noch weniger besprochen wird als das Entitlement von akademischen Bildungsbürger*innen, ist die Beschämung, die auch seitens der Herkunftsfamilien und Herkunftskontexte praktiziert werden kann. bell hooks beschreibt die Spannungen seitens der Herkunftskontexte, die mit dem Überschreiten von Klassengrenzen auftreten, mit folgenden Worten: »Damals verstand ich nicht, dass sie sich auch davor fürchteten, dass ich ein anderer Mensch werden würde – der nicht mehr ihre Sprache sprach« (hooks 2020: 155). Mir ist keine einzige Studie bekannt, die sich aus Perspektive der Eltern mit sogenannten

¹⁴ Habitus bezeichnet nach Pierre Bourdieu eine Gesamtheit von Gewohnheiten, Auftreten, Sprechen, Umgangsformen und auch Geschmack, die in Herkunftskontexten geprägt werden.

>Bildungsaufstiegen< beschäftigt. Dabei sind Eltern, bzw. die Klassenprivilegien von Eltern auf der einen und abwertende Projektionen auf klassismusbetreffene Eltern auf der anderen Seite, der entscheidende Faktor für den Wechsel aufs Gymnasium. Die Stimmen klassismusbetreffener Familien werden bei aller gut gemeinten Forschung so gut wie nie erfragt, wirklich hör- und sichtbaren Protest gibt es meines Wissens nach selten. In Empowerment-Workshops zu Klassismus ist daher eine der drängendsten Fragen auch diejenige danach, wie die Gräben, die sich durch sehr unterschiedliche formelle Bildungszugänge innerhalb von Herkunftskontexten auf tun, wenn schon nicht überbrückt, dann doch wenigstens besprochen werden können.